

Hallesche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstr. 37.

Halle a. S., Sonnabend 14. August 1897.

Verleger Bureau Berlin SW, Spandauerstr. 13

Deutsches Reich.

Die Hohenzollern... ist mit dem Kaiserpaar an Bord...

Prinz Heinrich befehlt die Feier seines 35. Geburtstages...

Der Petersburger Korrespondent der „Rln. St.“ bringt folgende Nachrichten...

Zur Frage der Reform des Militärstrafprozesses...

In nachstehenden Kreisen hat man wenig Hoffnung, die Reform des Militärstrafprozesses...

Aber auch diesen günstigen Fall angenommen, glaubt man doch nicht, daß eine heilige Verträge...

Die Vereinfachung des Ueberschwemmungsgebietes durch den Minister der öffentlichen Arbeiten...

Zur Einbringung des deutsch-englischen Handelsvertrages. Durch eine soeben bekannt gewordene Verfügung...

Wenn von Zeit zu Zeit Nachrichten darüber angeführt werden, ob in der nächsten Tagung...

schwer schädigen würde, keine Berücksichtigung erfahren werden, ist selbstverständlich. Auch der Entwurf...

Die Abstempelung der Schulverschreibungen der 4prozentigen Reichsanleihe und der dazu gehörigen Zinscheine...

Hinfälligkeit der Vereinerung von Führungseigenschaften deren es zur Erlangung der in den Karzittellen 22, Erlaubniserteilungen...

In einem sehr bemerkenswerten Artikel tritt Geh. Oberbergrath Prof. Dr. Arndt in Halle a. S. für baldige Ausarbeitung eines deutschen Berggesetzes ein.

Die in Deutschland geltenden Berggesetze sind durch die neuen Berg- und Landesgesetzgebung...

Aus St. Malien telegraphirt Professor Julius Wolf (Bairn) der „Frankf. Zg.“:

Aus den Erinnerungen eines Hofmannes.

Seit zwei Jahren etwa verweilt in Paris kaum ein Monat, ohne daß ein Buch erscheint, das sich über die Geschichte...

Das Neueste auf diesem Gebiete sind die „Erinnerungen und Einblicke“, welche der Marquis Philippe de Massa erst im März veröffentlicht hat...

Ein Enkel des Großherzogs und Justizministers von Baden, der Napoleon zum Grafen von Cronau und Herzog von Massa...

unteren Feldjägern — begründet worden. Napoleon III. sah ihn insofern zu einer Leibwache seiner Person...

Damals strahlte die junge Kaiserin in unvergleichlicher Schönheit und Anmut, und ihr liebenswürdig umgegangenes Leben...

schon manches Mal ergötzt hatte. Diesmal sörgerte er aber, und als die Kaiserin ihn drängte, erklärte er verlegen, seine Lieber wären wenig für die Ohren Ihrer Majestät geeignet.

In den Salons der Fürstin Metternich, der Gräfin Pourtales, der Herzogin von Morny und Bergigny, damals der vornehmsten und tonangebenden, war Massa ein regel-mäßiger Gast...









189.

Halle a. S., Sonnabend, den 14. Auguſt

1897.

(Nachdruck verboten.)

## Das Haus der Schatten.

25) Roman von Robert Koblrausch.

Erſchüttert erhob Frau Henninger den Kopf, den ſie dicht über die Kranke gebeugt hatte. Sie verſtand, was dieſe ſtammelnden, zuckenden Lippen meinten, ſie wußte, daß die Erſcheinung, die ihren feſten Sinn hatte erſchüttern ſollen, hier den ſchwachen Geiſt eines Kindes in ſeinen Augen hatte erbeben machen. Mit noch verdoppeltem Mitgefühl ſah ſie auf das elende Geſicht, in dem die beiden Menſchen vegetirten, auf dieſe vom Alter geſchwärzten Wände, auf die niedrige, laſtende, von ſchweren Balken durchzogene Decke, auf die kleinen Fenſter, zu eng und zu klein, um Licht und Luft hereinzulaffen, auch wenn da draußen anſtatt dieſer düſteren, armbreiten Gaſſe eine freie Straße oder ein offenes Feld geweſen wäre. Der Anblick des Glends aber erzeigte in ihrem guten, durch Liebe und Schmerz noch weicher gemachten Herzen einen raſchen, hilfreichen Entſchluß.

Mit einem Wink erbat ſie ſich von dem Taubſtummen, der mit unruhigem Bangen jede ihrer Bewegungen verfolgt hatte, die Schreibtafel, trat zu dem ärmlichen Tiſche heran und ſchrieb in dem auf und niedersinkenden Lichte der ſchlechten Kerze Worte des Troſtes für den Harrenden. „Ich glaube nicht, daß Hannchen ſehr krank iſt. Aber es fehlt ihr hier an Luft und Licht und guter Pflege. Ich will es ihr geben und ſie, bis etwas Anderes ſich gefunden hat, ſelbſt zu mir in mein Haus nehmen. Sind Sie damit einverſtanden?“

Der Taubſtumme las das Geſchriebene und ſeine Hände zitterten vor Freude, als er ſeine Antwort darunter ſetzte. „Dank, Dank, tauſend, tauſend Dank! Nun Hannchen gewiß geſund. Muß hier fort. Wollte ſchon an Schweiſter ſchreiben, aber weit von hier. Hätte Hannchen nicht mehr geſehen, wenn dorthin gegeben. Vielleicht nie mehr geſehen. Müſte dann ſelber ſterben. Gott ſegne Sie!“

Frau Henninger las die Worte und empfand es wohlthuend, daß ſie mit einem Segenswunſche für ſie ſchloffen, während die erſte Aufzeichnung des Taubſtummen an dieſem Abend mit einer Verwünſchung des Doktor Jaſch geendet hatte. Selbſt, daß ihre Gedanken immer wieder zu dieſem Manne zurückkehrten! Hatte er heimlich hinter den Couliſſen an ihrem biſherigen Schickſal mitgewirkt, ſpann er vielleicht jetzt im Verborgenen mit an den Fäden für das Gewebe, das ihre Zukunft hieß? Der einmal erweckte Verdacht kam wieder und wieder, und ohne daß ihr ſelbſt es gleich klar vor der Seele ſtand, reiſte in dieſer Stunde, in der öden Behauſung des Taubſtummen in ihr der Entſchluß, den Schleier zu liſten, den ſie biſher nicht berührt hatte, weil ſie in dem Doktor den Verwandten des Geliebten geſehen hatte. Jetzt aber wollte ſie dieſen Schleier hinwegreißen, um einem verdächtigen Menſchen von Angeſicht zu Angeſicht gegenüberzuſtehen.

Ueber ihrem Sinuen und Grübeln vergaß ſie das Nächſte nicht. Sie bob das Kind vorſichtig von ſeinem Lager empor,

half ihm ſich ankleiden und hüllte es in den eigenen Mantel, den ſie von ihren Schultern nahm. Dann hieß ſie den Taubſtummen einen Wagen beſorgen, und während er fortſtellte, ſprach ſie immer von Neuem tröſtende, ermutigende Worte zu der zarten, bebenden Geſtalt in ihren Armen. „Wirſt Du Dich auch nicht fürchten, wenn Du bei mir biſt?“ fragte ſie. „Es iſt dasſelbe Haus, wo Du neulich den Schrecken gehabt haſt.“

Einem Augenblick überlegte das Kind und ſah angſtvoll in die Ecken des Zimmers. Dann aber ſchmiegte ſich's feſter in die Arme ſeiner Beſchützerin und ſagte mit dem Ausdruck eines feſten Vertrauens: „Nein, bei Ihnen fürchte ich mich nicht. Sie ſind ſo gut! Und ſeit Sie hier ſind, iſt er nicht mehr da.“

Das Rollen des Wagens, das gedämpft herauſklang, hieß ſie Abſchied nehmen von der düſteren Stätte des Glends, in der das Kind bis heute ſeine Jugend verlebt hatte, und ſorgſam die kleine Kranke führend, ſtieg Frau Henninger jezt die Treppe hinab, in der freien Hand die Flaſche mit der Kerze tragend. Ein Zugwind verlöſchte die Flamme, doch die freundliche Helferin war unten angelangt und hatte in dem erſterbenden Lichte Väſmann erkannt, der die Hausthür geöffnet hatte. Raſch ging ſie, von ihm gefolgt, zum Wagen, gab ihm die Hand zum Lebewohl und ſah im Schein der Laterne, wie ſein häßliches Geſicht in dieſem Augenblick durch den verklärenden Schimmer der Dankbarkeit und Freude ſich merkwürdig verſchönte.

In ihrem Hauſe geleitete Frau Henninger das ſchwache Mädchen die Treppe hinan und bettete ſie mit Karolinens Hilfe, die ihre Theilnahme wortreich äußerte, in einem Gemach neben dem eigenen Schlafzimmer. Und als die Kleine nun, durch eine Taffe Thee geſtärkt, bald in einen ruhigen, friedlichen Schlummer verſank, da ſah ihre Schützerin mit der beglückenden Empfindung an ihrem Lager, ein armes, vom Schickſal vernachläſſigtes Weſen aus dem Dunkel hervorgeholt zu haben in dieſe Sella.

Die Krankheit erregte ſchon am nächſten Tage keine Beſorgniß mehr und auch der alte Hausarzt beſtätigte, daß Ruhe und Pflege in geſunder Umgebung hier die beſte Medizin ſeien. Je mehr aber Frau Inas Gedanken von der Sorge um das Kind befreit wurden, um ſo nachdrücklicher wandten ſie ſich auf die Spur, die zu Doktor Jaſch hinüberleitete. Gleich an dieſem Tage beſchloß ſie, ihn wegen ſeines Verhaltens gegen Väſmann und ſeine Tochter vorſichtig zur Rede zu ſtellen, und um die Stunde, in der er von ſeinen Krankenbeſuchen heimzukehren pflegte, ſtand ſie geduldig am Fenſter, ihn zu erwarten.

Wie zufällig trat ſie auf den Korridor hinaus, als er die Treppe emporſtieg. Er begrüßte ſie mit größter Höflichkeit, doch meinte ſie zugleich aus ſeinem Weſen etwas wie mühsam unterdrückte Freude herauszufühlen. Sie hatten einander ſeit Georgs Abreiſe nicht geſehen und ſeine erſten Wort galten ihm.

Der arme Junge ist nun abgereift. Er hat mir herzlich lieb gethan, aber ich konnte ihm nicht abrathen; die letzte Zeit hat ihm böse mitgespielt und seine Gesundheit ist ernstlich erschüttert. Ich denke, die Riviera wird ihm gut thun. Mir ist es freilich recht schwer geworden, ihn herzugeben, und vielleicht auf immer."

"Auf immer?" Unwillkürlich that sie die Frage, von jähem Schrecken ergriffen.

"Er sprach mancherlei durcheinander, als er mir Adieu sagte, und nicht Alles ganz klar. Ich will nicht bestimmt behaupten, daß er diese Worte 'auf immer' gebraucht hat, aber als er fortging, hatte ich das sichere Gefühl: Ich werde den lieben Kerl nicht wiedersehen."

Frau Henninger hatte, während seiner Worte mit ihren Gedanken beschäftigt, vor sich niedergeblickt, jetzt aber schaute sie auf, und indem ihre Augen den seinen begegneten, meinte sie darin einen lauernden und zugleich frohlockenden Ausdruck zu finden. Wlzigleich verschwand er wieder, doch ihr Empfinden sagte ihr, daß sie sich nicht getäuscht habe, und sie fühlte sich merkwürdig getröstet durch die Wahrnehmung, daß die Worte dieses Mannes aus keiner wahrhaftigen Seele kamen. Mochte er jetzt von dem Geliebten sagen, was er wollte, ihr sollte er das Gefühl nicht mehr verwirren. Mit der Sicherheit einer klugen Frau jedoch, die ihre Züge und den Ton ihrer Worte in der Gewalt hat, verbarg sie die Regung ihrer Seele. In herlichem Tone gab sie die Antwort: „Das wäre sehr traurig! Aber ich hoffe mit Ihnen, die Reise wird ihn gesund machen.“ Und rasch das Thema wechselnd, fügte sie hinzu: „Da ich Sie gerade spreche, Herr Doktor, sind Sie vielleicht so freundlich, mir einige Auskunft über einen Mann Namens Basmann — den Taubstummen, wissen Sie — und sein Töchterchen zu geben. Er hat mir mitgetheilt, daß er Sie kennt.“

Der Doktor hob den Ellenbeinriff seines Stodes und blickte sinnend einen Moment darauf nieder, während seine Stirn sich in finstere Falten legte. Als kämpfte er mit einer zornigen Regung, sagte er dann: „Dieser Basmann ist der undankbarste Mensch, den ich kenne. Der undankbarste, sage ich Ihnen! Ich bin wahrhaftig nicht der Mann, mich dessen zu rühmen, was Stich im illen für Andere thue; das gehört zum Beruf des Arztes, wie zu dem des Geistlichen, das Wohlthun ist ihnen Pflicht. Ich verlange auch keine laute Dankbarkeit, sie ist mir sogar in tiefster Seele zuwider; aber sich verleumben zu lassen für gern gelübte Wohlthaten, sich verleistern zu lassen, weil man das Beste eines Menschen gewollt hat, das geht denn doch zu weit! Und dieser Basmann verleumbet und verlästert mich, ich weiß es, — vielleicht hat er es gar bei Ihnen gethan, bei der es mir besonders schmerzlich wäre.“

Frau Ina vermied eine direkte Antwort. „Ueber den Mann vermag ich nicht zu urtheilen, aber ich meine, so sehr gefährlich kann ein Stummer doch nicht sein, selbst wenn er lästern und verleumben wollte. Mich dauert sein Kind, sein Hännchen. Er hat mich um Mitleid für die Kleine angerufen und ich habe sie vorläufig zu mir ins Haus genommen, um sie gründlich herauszupflegen.“

„Ich habe es schon gehört, — ja, ja, das Gerücht von solchen Thaten geht schnell in unserer Zeit, wohl weil sie selten sind. Ich verehere Sie nur noch mehr, gnädige Frau, seid ich darum weiß. Und ich wünsche daß Ihnen das Kind keine weitere Sorge, als um seine Gesundheit, bereitet. Ich kenne es von klein auf, habe es mehrfach behandelt — natürlich unentgeltlich bei den Verhältnissen der Leute — und habe es genau beobachtet. Es stecken gute Anlagen in der Kleinen, freilich ist sie auch mit einigen moralischen Defekten erblich belastet. Sie ist unwarh. hat einen Hang zu lächerlichem Herumtreiben

— nein, nein, ich sage nichts gegen das Kind,“ fügte er auf eine unwillkürliche Bewegung Frau Henninger's eifrig hinzu. „Es steckt ein guter Kern in ihr, ich wiederhole es, und in den richtigen Händen kann sie sich vortrefflich entwickeln.“

„Ich hoffe, dazu ein wenig helfen zu können. Die nächste Sorge freilich ist, das Kind gesund zu machen. Wie soll im ungesunden Körper der Geist sich gesund erhalten?“

„Ihnen wird es nicht schwer fallen, Geist und Körper des Kindes gesund zu machen. Sie haben eine Atmosphäre von Gesundheit um sich her, die nothwendig auch auf Ihre Umgebung wirken muß. Und ich wette, solche Thätigkeit für Andere macht Ihnen selber Freude.“

„Ob sie mir Freude macht? Sieht es denn etwas Schöneres? Zu sehen, wie solch' eine verkrüppelte Pflanze sich dehnt und wächst und gesund und kräftig wird — kann man sich etwas Erfreulicheres denken?“ Ihr Gefühl hatte sie fortgerissen, sie vergaß für einen Augenblick, mit wem sie sprach, und offenbarte rüchhaltlos die reinen, guten Gefühle ihres Herzens, indem das Mitleid aus ihren Augen und ihren Zügen sprach, gleich dem Strahl eines Lichtes aus einer anderen Welt.

„Sie sind eine barmherzige Samariterin ganz nach der Schrift,“ sagte der Doktor, und ein beklommener Ton in seinen Worten, als vermöge er nur mit Mühe zu sprechen, ließ sie die Blicke auf sein Gesicht wenden. Zum erstenmal sah sie in seinen Augen das Ausleuchten einer Gluth, die sie nie zuvor darin bemerkt hatte, von der sie aber im selben Augenblick wußte, daß ihr eigener Reiz — der Reiz ihres Körpers, nicht ihrer Seele — sie entzündet hatte. Und obwohl bei dieser Erkenntniß ihre Blicke starr und durchdringend auf ihm ruhten, erstarb die düstere, verzehrende Gluth nicht gleich; ihre Hand ergreifend, flüsterte der Doktor mit heiserer Stimme: „Wie schön Sie sind, wenn Sie so sprechen!“

Sie zuckte zusammen unter der Berührung seiner Hand, aber sie schrie nicht auf und stieß ihn nicht zurück. Eine Kette von Gedanken und Schlüssen bildete sich innerhalb weniger Sekunden in ihrem Geiste. Der Mann hier liebte sie, begehrte sie. Das empfand sie mit dem sicheren Instincte der Frau. Aber wenn es der Fall war, dann lag zugleich das Motiv offen vor ihr da, weshalb er ihrer Verbindung mit seinem Neffen entgegen war; daß er es war, hatte sie aus halben, unwillkürlichen Aeußerungen Georgs erfahren können. Dann ward auch der Zweck der Geisteserscheinung offenbar, die sie schrecken und ihrer Liebe entfremden sollte. Das Alles flog ihr mit der Raschheit des Blizes, der die Wolken zerreißt und blendende Helle hervorlockern läßt, durch die Seele. Zugleich aber stand es bei ihr fest: hatte er sich so weit vergessen, so mußte sie noch mehr von ihm erfahren. Sie durfte ihn nicht erschrecken, ihn nicht von sich weisen, wenn er sein Inneres ganz vor ihr enthüllen sollte.

Sie ließ ihm ihre Hand und sah schweigend vor sich nieder. Eine Buge vermochte sie nicht auszusprechen, aber ihr Schweigen schon ermuthigte ihn. Er preßte die Hand fester in der seinen und trat ein wenig näher zu ihr heran. „Wie weich diese Hand ist!“ flüsterte er mit halberstimmter Stimme. „Wie weich und schön! Und dieser Arm, dieser herrliche Arm!“ Er begann mit den Fingern der anderen Hand leise an ihrem Arm emporzutasten, sein Athem ging rasch und laut. Nun wurde der Ekel über seine Nähe, seine Berührung doch zu stark in ihr; sie machte sich los, aber sie war klug genug, es ruhig, ohne Hast zu thun, und auch ihre Stimme klang nicht unfreundlich, als sie nun sagte: „Herr Doktor, was machen Sie? Wir stehen hier auf offenem Korridor! Auch muß ich wieder hinein zu meiner kleinen Kranken.“

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

# Heldengräber.

Wanderungen auf deutschen Schlachtfeldern.

Von Albert Schmidt.

Eine Ehrenpflicht erfüllen wird in nächster Zeit unser hallesches Füsilier-Regiment. Wo so viele brave Helden in der blutigen Schlacht bei Gravelotte ihr unergleichliches Heldenthum mit dem Tode besiegelten, soll sich zu ihrem Andenken demnächst ein würdiges Denkmal erheben, ein sichtbar Zeichen der Liebe und des Dankes der Kameraden und eine heilige Versicherung, daß jene wackeren Todten allezeit das Vorbild sein werden für die Angehörigen des Regiments, wenn es gilt für Kaiser und Reich ins Feld zu ziehen, des Vaterlandes Wohl und Ehre mit dem Schwert in der Hand zu verteidigen. Still und ernst wird sich das neue Denkmal einfügen in die lange Reihe der Säulen und Steine, die den Todten anderer deutschen Regimenter dankbare Pietät bereits gewidmet. Ach, wie große, weite Kirchhöfe sehen die blühenden elbäissigen Gefilde aus zur Sommerszeit, und wer sich in ernstem Sinnen zurück-erinnern will an die gewaltigen Tage der Erhebung des neuen Reichs, wer sich erbauen will an der Erinnerung an deutsche Heldenthat und deutschen Opfermuth, wer in unserer resignirten Zeit neue Hoffnung in sich pflanzen will und neues Vertrauen auf den treu nationalen Charakter unseres deutschen Volks, der thue eine Fahrt auf die Schlachtfelder im Elsaß. Wir wollen mit drei von ihnen heute den Leser bekennt machen, mit dreien, auf denen deutsches Blut in Strömen geflossen — aber Gott sei Dank nicht umsonst geflossen ist!

## 1. Weissenburg.

Von Schweiggen, dem letzten Dorfe der bayerischen Pfalz unmittelbar vor der alten französischen Grenze, brach ich an einem wundervollen Sommernorgen auf und zog hinaus der Grenze zu, desselben Weges, auf welchem die deutsche dritte Armee von Schweiggen aus am 4. August 1870 das feindliche Land betrat.

Einen nahen Hügel erstieg ich, es war derselbe, von welchem aus „Unser Fritz“ die sich entwickelnde Schlacht leitete, und zu meinen Füßen lag Weissenburg, und hinter der Stadt erhoben sich aus der Ebene die Punkte, welche damals die französische Schlachtlinie bezeichneten. Entzückt verjenkte ich mich in die anmuthige Schönheit der Gegend, und das Wort Ludwig's XIV., das er ausrief, als er nach Erwerbung des Elsaß vor zweihundert Jahren das Land zum ersten Mal besuchte, kam mir in den Sinn: quel beau jardin! Ja, wahrlich ein einziger Garten ist das Elsaß — ein blühender Garten, soweit das Auge reicht — bis zu den blauen Höhen der Vogesen.

Durch das Landauer Thor, ein alterthümliches Bauwerk, betrat ich, wie 1870 das deutsche Heer, die Stadt; damals hatte man es zum Schutz gegen die preussischen Geschosse, aber vernünftiger Weise geöffnet, als der deutsche Befehlshaber anzeigen ließ, die Doffnung des Thores würde erforderlichen Falles erzwungen, und die Stadt müsse die Folgen tragen.

Ein ortsvorständiger Führer begleitet mich: ein früherer Franzose, der als Handelsmann in Weissenburg lebt, anscheinend mit der neuen Ordnung der Dinge ausgesöhnt. Als der Krieg ausbrach, stand er in Afrika und kam erst bei Orleans gegen die Bayern unter v. d. Tann in's Feuer; in fünf Schlachten hatte er mitgekämpft, bis er in den Dezembertagen vom Korps des Großherzogs von Mecklenburg gefangen genommen worden. Eine deutsche „Ezzenz“ hatte ihm aus ihrer Feldflasche zu trinken gegeben und damit sein ganzes Herz gewonnen, und die mehrmonatige Gefangenschaft in Posen war ihm gar nicht unangenehm gewesen, denn er hatte nicht zu arbeiten gebraucht und alle zehn Tage Löhnung erhalten.

Aus der Stadt führte er mich hinaus längs einer Chaussee von Pappeln; auf dieser war ein Theil der Deutschen 1870 vorgegangen, vorläufig durch Häuser und Mauern gedeckt.

Rechts stiegen die Höhen der feindlichen Schlachtlinie vom 4. August 1870 auf. Mörderische Willkommensgrüße waren den Deutschen von hier aus zugefandt, als sie auf der Chaussee zwischen den Pappeln sichtbar geworden.

Währenddessen hatte ein anderer Theil des deutschen Heeres rechter Hand einen anderen Weg durch die Stadt gewählt, und auch links brachen die Deutschen aus einem Wald hervor, den man mir den „Böhwald“ nannte.

Den Mittelpunkt der französischen Stellung bildete das hochragende Schloß Gaisberg, ein altes prächtiges Rokoko-Gebäude, das seitdem von seinem französischen Herrn verlassen ist, leer steht und seinem Verfall entgegen vegetirt. Von seinem steilen Abhang aus beherrscht es die ganze Gegend, die von Weissenburg ab ansteigt; der große Schloßgarten, von einer Steinbalustrade umgeben, ruht auf einem starken aus der Höhe aufsteigendem steinernen Unterbau, der unter Weinbergen und Hopfengärten versteckt liegt. Aus der Balustrade erhebt sich ein großer majestätischer Pavillon, im Styl des Schlosses erbaut.

Abwärts von diesem Schloße nach der Pappel-Chaussee zu hatte der rechte Flügel seinen Platz, gestützt auf einen mit steinerner Mauer umgebenen Gartenraum, während der linke Flügel längs der Höhe des Gaisberges eine von Natur sehr starke Stellung eingenommen hatte. Hier standen die historischen drei Pappeln, welche der Kronprinz beim Aufmarsch seiner Truppen als Angriffspunkt bezeichnete.

Diese starke Stellung, noch verstärkt durch Artillerie und Mitrailleusen, galt es zu nehmen; und — sie wurde genommen, obgleich der Angriff über eine weite, offene Ebene stattfinden mußte, ohne daß die Angreifenden irgendwo eine Deckung gegen die überlegenen Gewehre verborgener Schützen und gegen die unsichtbaren Batterien fanden.

Kaum hatte ich die Stelle der Chaussee erreicht, wo die Häuser aufhören, als schon links und rechts von denselben zwei deutsche Massengräber sichtbar wurden. Denn blutige Opfer hat der heiße Kampf mit dem zunächst getroffenen französischen rechten Flügel in dem ummauerten Garten gekostet. Bald tritt im Felde neben dem Chaussee-Graben ein Denkmal in Sicht, ein Obelisk von Sandstein: das 3. Posen'sche-Infanterie-Regiment Nr. 58 hat es seinen gefallenen Kameraden gesetzt, sechzig Soldaten, vier Unteroffiziere und acht Offiziere, unter letzteren Premier-Lieutenant Spangenberg, welcher schließlich als letzter Offizier das Regiment geführt; in der Nähe ein zweites Denkmal, ein sechseckiger Obelisk auf hohem Sockel, Frauen von Posen haben es sechs gefallenen Offizieren vom ersten Bataillon desselben Regiments gewidmet.

Jetzt verließ ich die Pappel-Chaussee, umging den französischen rechten Flügel hinter dem ummauerten Garten und nahm das Schloß Gaisberg in Angriff. Recht beschwerlich war der Weg zur Höhe, durch Sonnenbrand und Feld, die in üppigstem Flor stehenden Felder, aus denen die zerfallenen kleinen grünen Hügel der Massengräber unter einfachem Kreuz sich erheben. Da war ich auch schon an der Grenze der Weinberge und Hopfengärten, in denen sich einst die Bayern mit den Turkos so wüthend herumgeschlagen. Das Schloß sah recht vermohnt und verwirkelt aus; noch jetzt zeigt es die Spuren des erbitterten Kampfes. Aber während an sonstigen Gebäuden die verletzten Stellen ausgebessert sind, befindet sich das Schloß noch in demselben Zustand wie nach der Schlacht: Fensterstüben sind zerschmettert, die Löcher, welche die Kugeln in's Mauerwerk geschlagen, unverkittet, Mauertheile zerrissen, Gesimsstücke niedergeschossen, Dekorationen abgeplittet. Viele Pfeiler der Steinbalustrade sind umgestürzt oder beschädigt und den Pavillon haben deutsche Granaten schrecklich verwüstet.

Auf der höchsten Höhe des Gaisberges, der Stätte blutigen Ringens, erhebt sich majestätisch das Denkmal, welches die dritte Armee den gefallenen Kameraden gesetzt hat; der Nachwelt erzählt die Säule mit dem eisernen Kreuz und den schlafenden Löwen von den ungläublichen Heldenthaten des früheren Geschlechtes und von seinem freudigen Opferdurst für die Ehre und das Heil des Vaterlandes.

Nicht fern davon unter den drei Pappeln haben die Königs-Grenadiere des 2. Westpreussischen Regiments Nr. 7 ihren im Verlauf des ganzen Krieges gefallenen Kameraden ein Denkmal gestiftet an der Stelle, wo das Regiment zum ersten Mal an den Feind gerieth und sich wirkliche Lorbeeren in seinem Sturm pflückte: das einfache Kreuz auf einem Sockel von Sandstein schaut ernst hinab in das Feld, das so viele Königs-Grenadiere mit ihrem Blut gedüngt.

Vom Gaisberg nahm ich längs der Weissenburg-Hagenauer Chaussee, auf welcher der besiegte Feind nach Hagenau und Böhth gestochen, meinen Rückweg zur Stadt und gedachte der allgütigen deutschen Heerführung und des unwiderstehlichen Ansturms der deutschen Krieger, wodurch es gelungen, den dem Vaterland aufzuzwungenen Krieg in Feindesland hinüberzutragen und den, der ihn so treuelhaft begonnen, von vornherein zu be-

schränken auf die Defensiv dem „elan“ gegenüber, den bis dahin die Franzosen als ihnen eth- und eigenthümlich für sich allein in Anspruch nahmen.

(Fortsetzung folgt.)

## Allerlei.

**Die Ursachen des Kannibalismus.** Eine in der Nähe von Kairo in Deshascha aufgefundenen Urkunde, die etwa von 3000 Jahren vor unserer Zeitrechnung datirt, giebt sehr interessante Aufschlüsse über die Kultur der alten Welt und besonders des alten Aegypten. Die Urkunde beweist zunächst, daß im alten Aegypten der Kannibalismus im Schwunge war, d. h. der partielle Kannibalismus, wenn man sich so ausdrücken darf; denn nur Arme und Weine wurden gegessen. Ueberdies scheint es unzweifelhaft, daß es nur eine Art war, die Lobten zu ehren. Davon ausgehend, studirte der Engländer Flinders Petrie die Psychologie der Menschenfresserei. Diejenigen, welche die Lobten essen, um sie zu ehren, um ihnen die Zuneigung zu bezeigen und das Glück eines anderen Lebens zu sichern, finden sich im Verhältniß von etwa 20 Prozent. So besonders die Tibetaner, die im Essen der Todten die ehrenvollste Bestattungsart sahen, wie auch die Wilden Australiens und Südamerikas. Die letzteren erklärten feierlich: es ist besser, im Magen eines Freundes zu enden, als von der kühlen Erde verschlungen zu werden. Die Ostjafen und Samojeeden glauben, daß sich für ihre Eltern das zukünftige Leben angenehmer und glücklicher gestalten werde, wenn sie sie essen. Im Alterthum wollten die Massageten lieber ihre altgewordenen Freunde und Verwandten selbst essen, als dies den Bürgern überlassen. Andere Ursachen beweisen eine mehr egoistische Empfindung, die jedoch darum noch nichts mit grobem Materialismus gemein haben. 19 Prozent essen die gefallenen oder gestorbenen großen Krieger, um sich ihren Muth anzueignen, und die gestorbenen Kinder, um ihre Jugend zu gewinnen; 10 Prozent essen ihre Nächsten aus religiösen Gründen, um den Göttern zu huldigen. 5 Prozent thun es aus Haß, um ihre Feinde zu strafen; 18 Prozent verschlingen Menschenfleisch aus Hunger; 20 Prozent, weil ihnen ihresgleichen besser munden als andere Nahrungsmittel. Kurz, 46 Prozent der Kannibalen essen Menschen, um sie zu essen, aber 54 Prozent essen sie aus „moralischen Gründen“.

**Eine türkische Prozeßgeschichte** weiß Kolmar Freiherr v. d. Goltz in seinen „Anatolischen Ausflügen“ (Berlin 1896, Verein der Bücherfreunde) zu erzählen. Hatte da ein reicher Mann einen sehr wichtigen Prozeß um eine große Besitzung zu führen. Aber der Fall lag verwickelt und der Richter erklärte ihm eines Tages: „Gözüm (mein Auge), Deine Sache steht schlecht; ich kann sie zu Deinen Gunsten nur entscheiden, wenn Du mir hundert unverdächtige Zeugen stellst, welche betunden, nicht anders zu wissen, als daß Du der rechtmäßige Herr der Güter bist, die Du beanspruchst. Der Kläger — nennen wir ihn Ali Effendi — ging, schlug sich an die Stirn und dachte nach, was der Richter wohl gemeint haben könne; denn nach einem Hintergedanken suchte der Orientale stets. Plötzlich ging ihm ein Licht auf — Vertram war nahe; schnell eilte er in die Küche, um für den Raddi einen Bekamtsuchen, aber einen besonders großen, zu kaufen, der, wie es üblich ist, nach Art unserer Torten in schmale dreieckige Stüdchen schon zerlegt war. Solcher Theile sollten es gerade hundert sein, und in einen jeden wurde ein funkelndes Goldstück gebaden. Bezaugt eilte Ali Effendi damit zum Hause des Richters und befaß dessen Diener, Osman Algha, den Kuchen sofort zu seinem Herrn hinaufzutragen. Doch Osman Algha witterte sogleich, daß es mit dem Kuchen seine eigene Bewandniß haben müsse, und untersuchte heimlich eines der dreieckigen Theilchen, fand das Goldstück darin, steckte es in die Tasche und aß das Kuchenstück auf; die übrigen 99 schob er zusammen, so daß nichts zu merken war. Allein es reizte ihn, daselbe mit einem zweiten Theilchen zu versuchen, und siehe, es ging, auch die nun übrigen 98 ließen sich noch zusammenschieben, ohne daß man etwas Verdächtiges sah. Das zweite Goldstück wanderte in Osmans Tasche und das zweite Kuchenstück in seinen Magen. Ja, es glückte noch ein drittes Mal — aber nun war's zu Ende damit. Den Kuchen mit den 97 Stücken trug er zum Raddi hinauf. Bald darauf fand die entscheidende Gerichtsverhandlung statt. Siegesgewiß ging Ali Effendi hin. Aber der Richter machte ein besorgtes Gesicht. — „Gözüm, Deine Sache steht schlecht, ich habe Dir aufgegeben, 100 Zeugen zu stellen, Du hast mir aber nur 97 bringen können.“ — „Wallah, billah! Herr, ich habe 100 gebracht.“ — „Ich habe 97 gezählt.“ — „Ich habe 100 ins Haus gebracht und Osma Algha übergeben, er solle sie zu Dir hinaufführen.“ Der Raddi klatschte in die Hände — Osman Algha kam. „Osman Algha,“ sprach der Raddi ernst, „was heißt das, Ali Effendi behauptet, er habe 100 Zeugen gestellt, die Du zu mir hinaufbringen solltest, und ich habe nur 97 gezählt.“ — „Herr,“ erwiderte Osman Algha demüthig, „Du hast Recht, aber Ali Effendi hat auch Recht. Er brachte mir 100 Zeugen, aber drei davon waren schon so alt und schwach, daß sie die Treppe nicht mehr steigen konnten.“ Sprach's, und Ali Effendi gewann seinen Prozeß.

**Auch ein Kanonenfeber.** Eine Geschichte, die zwar schon vor drei Monaten in Wien passiert ist, aber erst jetzt durch die eigene Erzählung der Betroffenen bekannt wurde, beweist, daß selbst hervorragende Bühnenkünstler arg aus der Fassung kommen können, wenn sie einmal in der ungewohnten Rolle eines Audienznehmers auftreten. Eine ehemalige Hofopernsängerin, welche nicht nur durch den Umfang ihrer Stimmmittel, sondern auch durch die ihrer Erscheinung imponirte, war vom Kaiser zur Kammeropernsängerin ernannt worden und mußte zur Audienz gehen, um sich für die erlangte Auszeichnung zu bedanken. Die Dame war bisher nie vor dem Kaiser erschienen und wurde angeht, sich der ihrer harrenden Aufgabe von aller angeborenen wienerischen „Schneid“ verlassen; sie belam Angst. Ihr Gatte legte ihr eine möglichst „schöne“ Dantrede auf, die Sängerin lernte die schwierige „Partie“ und machte sich, vom Hofburglampenfeber geschüttelt, auf den Weg. Im Vorraum zum Empfangszimmer des Kaisers sagte ihr aber ein maßgebender Hofbeamter, daß auf dem Parquet, welches das Audienzzimmer bedeutet, lange Feden nicht üblich seien, sie möge sich auf die Worte beschränken: „Meinen unterthänigsten Dank für die allerhöchste Auszeichnung.“ Die einst vielgefeierte Diva nahm die Belehrung folgjam entgegen und hartte zitternd des Augenblickes, da ihr Name gerufen wurde. Endlich stand sie vor dem Kaiser und in höchster Verwirrung stammelte sie: „Meinen allerhöchsten Dank für die unterthänigste Auszeichnung.“ Kaiser Franz Joseph, gütig wie immer, nahm lächelnd den Willen der Künstlerin für die That und verabschiedete sie in freundlicher Weise. Erst jetzt hat es die Künstlerin unserem Gewährsmann erzählt, daß sie damals viel weniger schlagfertig war, als es ihr Name vermuthen ließe.

## Vom Büchertisch.

Un dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

**— Geschichte der Weltliteratur nebst einer Geschichte des Theaters aller Zeiten und Völker.** Herausgegeben von Julius Hart. Erscheint in 40 Lieferungen zum Preise von je 30 Bfr. und umfaßt ca. 120 Druckbogen mit 825 Abbildungen und 16 Tafeln in feinstem Farbendruck. Auch zu beziehen in 2 hochfeinen Leinenbänden zum Preise von 15 M. Verlag von J. Neumann in Neudamm. Kürzlich nahmen wir Veranlassung, beim Erscheinen der ersten Lieferung unsere Leser auf diese neue Geschichte der Weltliteratur hinzuweisen. — Die uns heute vorliegenden Hefte 2 bis 6 geben uns Gelegenheit, von Neuem auf dieses Werk zurückzukommen. Der bekannte Verfasser, welcher selber in der Literatur der Gegenwart eine hervorragende Stellung einnimmt und als scharfsinniger Kritiker, wie auch als Dichter größtes Ansehen genießt, entwickelt in großen und klaren Linien eine vortreffliche Entwicklungsgeschichte der Weltliteratur. Der Inhalt der vorliegenden Hefte ist folgender: In Heft 2 kommt der die chinesische Literatur behandelnde Theil zum Schluß und beginnt die Literaturgeschichte Indiens. Heft 3 bringt die Fortsetzung der indischen Literaturgeschichte, die Blüthezeit des indischen Schauspiels, verkörpert in den großen Dramatikern Bhavabhuti, Schudrata und Kalidasa und deren Werken, wird uns in anziehender, durch zahlreiche Beispiele erläuterte Darstellung vorgeführt. Hefte 4/6 behandeln die altperische, hebraische, ägyptische und griechische Literatur, letztere bis zur Blüthezeit des griechischen Dramas durchgeführt, eine vortrefflich ausgeführte Farbendrucktafel zeigt uns eine Seite aus dem berühmtesten der ägyptischen Todtenbücher, dem Ani-Papyrus des britischen Museums. Als einen besonders wichtigen und interessanten Bestandtheil der „Weltliteratur und Bühnengeschichte“ möchten wir ihren reichen Bilderschatz bezeichnen, welcher ausschließlich nach authentischen Originalen hergestellt ist und den Leser überall fesseln und anregen muß. Jedem, dem daran gelegen ist, sich mit der Geschichte der Weltliteratur vertraut zu machen, empfehlen wir die Anschaffung des Werkes, seine erste Lieferung wird von der Verlagsbuchhandlung auf Verlangen umsonst und postfrei versandt.

**— Die beiden letzten Bändchen der beliebten Reisebibliothek „Unterwegs und Daheim“** (Breslau, Schlef. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender) enthalten fesselnde Schöpfungen zweier bekannter Erzähler: Hermann Rückner und Martin Bauer. Des Ersteren Spezialität ist die Schilderung des Matrosenlebens, das er mit einer Anschaulichkeit schildert, zu der intime Kenntniß des Milieus und plastische Darstellungsgabe erforderlich sind, Eigenschaften, die Rückner in vollem Maße besitzt; aber er verfügt auch über eine Gemüthsstärke, die in Erzählungen, wie „Der alte Dimmo“ und „Wanges Erwarten“ den Leser mächtig ergreift; in „Freund und Feind“ beweist Rückner, daß er auch einen seinem Spezialgebiet entrückten Stoff mit reifer Kunst zu bewältigen vermag. Martin Bauer, der in seinen größeren Werken meist ernste Konflikte fesselnd zu behandeln pflegt, offenbart in den beiden Erzählungen „Der blondemann“ und „Junge Liebe“, daß auch er einen sehr liebenswürdigen Humor besitzt, der in beiden Erzählungen die heiterste Wirkung zu erzielen weiß.

Verantwortl. Red.: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Fehle, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.